Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 26

Artikel: Ferienbriefe aus dem Lötschental

Autor: Balmer, Emil

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639522

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wirkt werden. Das reisende Publikum und die zahlreichen Feriengäste möchten wir beim Beginn der Sommerszeit ermuntern, die Verkaufsstellen des SHS zu besuchen und sich dort gründlich umzusehen; ein Andenken von wirklich künstlerischem Wert wird immer in schönster Weise die Erinnerung an herrlich verlebte Ferientage wachhalten.

Ferienbriefe aus dem Lötschental.

Von Emil Balmer.

Hockenalp, Montag Abend.

Mein lieber Giovanni!

Wie du siehst, sind wir fünf Bärenmutzen doch irgendwo gelandet, wenn wir schon das Ziel unserer ersten Ferienwoche nicht kannten, als wir gestern morgen in aller Frühe mit dem Lötschberger abdampften. Das weißt du ja aus Erfahrung von unsern unvergeßlichen Tessinerwanderungen: es gibt nichts Schöneres, als dahinzuschlendern, immer fort über Berge und durch Täler, ohne zu ahnen, wo man am Abend das müde Haupt hinlegen wird; immer findet man irgendwo Unterschlupf, und meistens ist es sogar ein höchst interessanter, von der Welt noch unberührter Ort. Denke nur an Altanca und San Carlo und an alle die romantischen Nester, die wir auf diese Weise das Glück hatten, kennen zu lernen.

Unser altes Kandersteg machte ein trübes Gesicht gestern morgen, aber trotzdem lassen dich alle Höger bis an die ganz großen, die sich leider nicht blicken ließen, freundlich grüßen. Uebrigens auch das lustige Friedy, das mir am Bahnhof Pickel und Seil von ihrem Vater selig feierlichst übergab; natürlich werde ich die teuren Erbstücke aus der Alpina mit dem ihnen gebührenden Respekt behandeln und sie wohl nur für die Rückreise über den Petersgrat und das Tschingelhorn gebrauchen. — Durch den großen Tunnel sangen wir ein Röseligartenlied mit 27 Strophen, das uns Schangli auf seiner Handorgel vorspielte; das längte gerade, bis wir aus dem großen Loch herausgeschlüpft waren. Goppenstein! — Düsterschwere Nebelmassen lullten die Berge ein und nur zu bald lösten sie sich in einen feinen, nimmer aufhörenden Regen auf. Wir waren bald bachnaß, aber das schadete unserm guten Humor in keiner Weise und wohlgemut zogen wir, beladen wie die Maulesel, talaufwärts. Als die schwarzen, enggedrängten Hütten von Ferden erschienen, da dachte ich mit Wonne an jenen wunderschönen goldigen Herbsttag zurück, an dem wir beide mit unserem Venezianerfreund Umberto über den Lötschenpaß pilgerten, derweil unsere Mütter und Schwestern die eben eröffnete Lötschbergbahn benutzten und uns in Brig sehnlichst erwarteten. Weißt du übrigens, daß der arme Kerl am Isonzo ein Auge verloren hat? Er ist jetzt in einem Lazarett als Assistent tätig. Er schrieb mir kürzlich, daß er sich freue wie ein Kind auf ein Wiedersehn in den Schweizerbergen, den Tag des Friedens möge er kaum erwarten. —

Als wir Kippel erreichten, kamen die Leute eben vom Gottesdienst; da hättest du sicher auch Freude gehabt an den vielen Frauen in ihrer schönen Sonntagstracht und an den kleinen Mädchen, die, genau gekleidet wie ihre Mütter, neben denselben hertrippelten! Diese kleinen Fraueli oder großen „Bäbi" sind köstlich anzusehen! Vor dem Gasthaus drehten wir unsere nassen Mäntel aus und kaum hatten wir uns drinnen bei einem Glesli Walliser gesädelt, ging eine Tür auf und — „Eh! dr Blüemli-Heer vo Bärn" rief da eine mir unbekannte Bernerin ganz ungeniert durch die vollbesetzte Stube. — Wer anders als ich fühlte sich da betroffen — ich muß wahrscheinlich hold errötet sein, denn alle sahen mich an und lachten. Da hat man's! Wenn man in unserer Großstadt Bern hie und da ein Meienstöckli oder Bukett vom Märit heimträgt oder etwa ein Nägeli im Knopfloch eingesteckt hat, so fällt das schon jemandem auf und ohne daß man Böses ahnt, bekommt man solche Uebernamen. Nun, der ist mir immerhin noch lieber als „Blüemlisturm", wie man mich auch schon tituliert hat. —

Das Fräulein von Bern war übrigens sehr nett und zuvorkommend; sie führte mich sogleich zu Eligius Rieder, dem „Mann" im Dorfe, den man mir im Wirtshaus für alle Auskunfterteilung empfohlen hatte (zum Glück gibt's in Lötschen noch kein offizielles Verkehrs- und Fremdenbureau!). Ich fand den Dorfmagnaten in einem der brävsten, schönsten Holzhäuser, mit seiner Frau und seinen Töchtern eifrig Kunden bedienend. Sein niederer, mit allem Möglichen und Unmöglichen vollgespickter Laden, so viel ich weiß der einzige im ganzen Tal, war vollgepropft von „Prediglüt" von den umliegenden Weilern und Alpen, die hier alle ihre Einkäufe machten. — Tuch, Brot, Speck, Petrol, Spezereien, Doktorrustig, Wein und noch vieles andere mehr kannst du da haben! — Als der erste Ansturm vorbei war, gab mir Herr Eligius bereitwilligst Auskunft. Auf der Hockenalp, 1½ Stunden ob Kippel, sei zufällig eine Hütte leer, Holz müßten wir selbst sammeln, überhaupt selber haushalten, Milch würden uns wahrscheinlich die achtzehn dort oben wohnenden Sennerinnen schon verkaufen und für alles weitere möchten wir uns an seine Tochter Amanda wenden, die ebenfalls auf dieser Alp sein Vieh besorge. Das war alles wie gewünscht; man gab uns noch frische Bettwäsche; wir kauften ein beträchtliches Quantum Brot, das, wie wir anfänglich glaubten, fast eine Woche ausreichen würde, aber schon heute abend rübis und stübis aufgegessen ward, und weiter ging unsere lustige Karawane im Regen den steilen Berghang hinauf. Wir hatten die obersten gelben Gerstenäckerlein schon hinter uns und traten eben in den prächtigen Lärchenwald, da tönte vom Dorfe herauf in lauten, bisweilen schrillen Klängen und in allzu gesatzlichem Tempo — der Bernermarsch! — Wir hatten es bald heraus: es war die Kandersteger Blechmusik, die den Lötschentalern einen Besuch machte und dabei vergessen hatte, bei Petrus anständiges Wetter zu bestellen. — Wir trotteten weiter und schmiedeten Pläne für die kommenden Ferientage. Und sollte es die ganze Woche regnen und strubussen, langweilen würden wir uns sicher nicht im Dörfchen bei den Sennerinnen. Und im schlimmsten Fall: warum hatten wir denn Pfeife, Jaßkarten und all die Bücher mitgeschleppt? Das waren doch alles Sachen für Regenstunden — so trösteten wir einander und söhnten uns scheinbar mit dem Wettergott aus — im geheimen hoffte aber doch ein jeder von uns auf einen baldigen Sonnentag. Von der Ammanda sprachen wir bereits als von unserm Schutzengel, wir schwärmten und vergötterten sie, bevor wir sie kannten. Einmal aus dem Nadelholz heraus, kamen wir bald auf die grüne Hockenalp. Etwa zwanzig schwarzbraune Hütten, zusammengepfercht wie eine Herde fröstelnder Schafe, schauten uns mit ihren hellen kleinen Aeuglein verwundert an. Bei der ersten machten wir Halt, ein Schiebfensterchen wurde weggezogen und in der kleinen Oeffnung zeigte sich ein feines typisches Wallisergesicht. Die Jungfrau zeigte uns unsere Hütte und rief die Amanda herbei, die weit oben auf der Alp nach dem Vieh schaute. Abwechselnd muß immer eine Sennerin das Vieh der ganzen Alp hüten, wenigstens in einem gewissen Umkreis. Wie ein junges Reh sprang die Tochter des Eligius über die grauen Felsblöcke, die über die Alp gestreut sind, und in wenigen Augenblicken war sie bei uns, natürlich ebenfalls pudelnaß, aber gleich uns fröhlichster Laune. Wir hatten uns in der Vorahnung nicht getäuscht. Sie gefiel uns auf den ersten Blick durch ihre natürliche Fröhlichkeit, das silberne Lachen, die dunkelbraunen, schalkhaften und doch wieder ernsten Augen und nicht zuletzt durch ihre lustige Sprache. Amanda öffnete unser Ferienheim und gab uns allerlei Anweisungen und Ratschläge. Ich ging mit ihr zu ihrem Stadel, wo sie mir ein wenig Holz gab, um den ersten Kaffee zu kochen. Nun

machten wir gleich ein großes Feuer, trockneten unsere Kleider und begannen mit Wohlbehagen die äußerst saubere und guteingerichtete Hütte nach unserm Geschmacke einzurichten. An die Hütte angebaut ist eine kleine Vorratskammer mit Tablaren, die sonst als Käselager benützt wird. Dort hinein tischte ich nun unsere sämtlichen Fressalien. Es erfolgte übrigens unverzüglich die Verteilung der verschiedenen Chargen. Ich wähle mich selbst zum Oberlebensmittelinspektor, habe also die Verantwortung über die Verpflegung und Aufsicht über alle Vorräte und gebe Fritz, dem I. Küchenchef, jeweilen am Morgen die nötigen „Rohstoffe" für die verschiedenen Menüs. Holms ist Aide de cuisine, Oberabtröckner und Saaltochter, Schangli und Hausi wurden zugleich als Kammerzofen, Schuhputzer und Laufbursche engagiert. Ich bin außerdem Ministre plénipotentiaire des affaires étrangères, d. h. das hochwichtige Amt der Aufnahme und Aufrechterhaltung von diplomatischen Beziehungen mit sämtlichen Nachbarstaaten oder -statinnen, ist mir übertragen. — Wir schliefen herrlich in den Strohbetten, vulgo Pritschen, natürlich nicht ohne vorher noch unserm Uebermut Luft gemacht zu haben. Derjenige von uns, der sich den Tag über am schlechtesten aufführt, muß in Zukunft im sogenannten Schubladenbett schlafen. Das ist eine Art Kinderwagle, die man am Abend unter den Pritschen hervorzieht und mitten in die Stube stellt; an dieser exponierten Stelle ist der holde Schläfer natürlich nie sicher vor allerlei Wurfgeschossen. Vor dem Einschlafen, als einige von uns schon brav „sägten", rekognoszierte ich mit meiner elektrischen Taschenlampe vorsichtshalber nochmals das „Gelände" und ertappte richtig Hausi, wie er im Begriffe war, mir die prächtig warme Schaffwolldecke, die notabene die Lötschentaler selbst fabrizieren, sachte von meinen Füßen wegzuziehen. Nun brach der Krieg los! Von der gegenüberliegenden Bettecke blitzte ebenfalls eine „Elektrische" auf, Strohsäcke, Decken und Kissen flogen nur so in der Stube herum, wer schon schlief, wurde unsanft geweckt und im unstäten Licht der zwei Scheinwerfer tobte der heftigste Kampf, dem jedoch bald ein Verständigungsfrieden folgte. — War das ein seliges Erwachen heute morgen! Als erster aus den „Federn", wagte ich kaum die Läden zu öffnen — da — war es möglich —, kein Wölklein am gelblich-grünen Morgenhimmel und alle Berge in strahlender reiner Schönheit vor mir! Hinter dem Nesthorn die helle Morgenröte, mir gegenüber, unheimlich nah, der gewaltige Koloß des Bietschhorns und weiter zurück, im Hintergrund des Turtmanntales, thronte glänzend im Sonnenlicht das edelgeformte Weißhorn. — Froh erregt rief ich den Kameraden. Die schliefen aber noch wie die Murmeli und waren einfach nicht zu wecken. Da „brüllte" ich frei nach „Brünhildes Erwachen": „Heil dir, Sonne, Heil dir, Licht, Heil dir, leuchtender Tag!" Und siehe, nach diesem Wagner'schen Morgengruß geruhten sie endlich die Augen zu reiben. — In aller Eile wurde das z'Morge hinuntergeschlungen, rasch etwas Proviant eingepackt und hinauf ging's nach dem Hockenhorn. Die Sonne erreichte uns zwar schon, bevor wir auf den Schnee kamen, aber die Luft war den ganzen Tag von einer so seltenen Klarheit, wie sie es eben nur nach einem Regentag sein kann. Wie soll ich dir die unvergeßliche Stunde droben beim Steinmannli auf dem Hockenhorn beschreiben? — Es war ein still glückliches Erleben und Genießen! — Zu unsern Füßen, in gruselnder Tiefe, lag friedlich das alte, liebe Gastern. Ich sah ganz deutlich die braune Hütte von Vater Küenzi in Selden. Ob er wohl noch lebt, der alte bärtige Senn und treue Verwahrer der berühmten Bibel? Wie manche interessante Plauderei hatte ich doch mit dem ehrwürdigen Alten und mit dem gemütlichen Müetti — und wie blitzten die Aeuglein des alten Gemsjägers, wenn er mir von Jagden und Gefahren erzählte . . . . Da müpfte mich Hausi: „Was gaffst du eigentlich immer in die Tiefe, siehst du denn sonst nichts Schönes um dich herum?" — Und er hatte wirklich recht: im Süden alle die stolzen Walliser Bergriesen bis hinab zum Montblanc in ihrer weißen, makellosen Herrlichkeit — ostwärts der Langgletscher und das Aletschhorn, dann der breite weiße Rücken des Petersgrates, der gleißende Kanderfirn und weiter zurück die Jungfraugruppe in noch nie gesehener Form, ebenso die Blüemlisalp — vor uns, gen Norden die jähen Felswände und furchtbaren Schründe des Doldenhorns — im Westen die mächtig in den Himmel ragende drohende Wand des Balmhorns — und endlich zwischen den beiden letztgenannten, so weit das Auge reichte, die unzähligen Gipfel, Zacken und Gräte der Vorberge und die Hügel des Mittellandes. Ganz unscheinbar in weiter Ferne nahm sich die Gantrischkette aus und doch freute es mich, als ich unsere alten Bekannten entdeckte. Trotz allem Schönen und Neuen, das wir hier genießen, freue ich mich doch schon auf die letzten Tage meiner Ferien, die wir dann selbander in beschaulicher Ruhe in unserm Wigwam an der Schüpfenfluh verbringen werden. — Im frühen Nachmittag kehrten wir auf die Alp zurück und begannen sofort die zwei Zelte, die wir auch noch mitgeschleppt hatten, zu montieren. Die Sonne brennt noch sehr heiß hier oben und ich bin froh, die morgige Siesta unter den kühlenden Segeltüchern auf dem samtweichen Rasen zu genießen. Heute hatten wir jedoch nicht Zeit zum „Plegere". Holms und ich gingen in den Wald hinab, um Holz zu sammeln; wir fanden aber mehr Heiti als Holz und aßen unheimlich viel von den süßen blau-schwarzen Beeren. Unsere „Müüler" sahen schrecklich aus. Als wir später einen großen Haufen Holz auf einer improvisierten Bahre pustend und keuchend den Berg hinauftrugen und dabei schwitzten wie Ankenbettler und außerdem noch in nachlässiger Toilette waren, sagte ich zu Holms: „Du, wenn uns jetzt jemand sähe von Bern" und — o weh! — stund richtig eine hinter uns und lachte uns ganz frech aus. — — Natürlich war es wieder die Bernerin von Kippel — der Gwunder hatte sie gestochen, sie wollte absolut sehen, wie und wo wir hausten.

Wir haben uns heute abend äußerst vorteilhaft eingeführt bei unsern Nachbarinnen. — Der prächtige Tag starb in reiner Schönheit. Die ewigen Schneehäupter strahlten in überirdischem Glanz — zwei-, dreimal wurden die Gletscher und Firnen von flammendem Rot übergossen, während im Tal die blauen Schleier immer höher wuchsen. Wir fünf saßen auf den großen Steinen, die das einfache Holzkreuz und das Kapellchen umfassen, und träumten in die weihevolle Dämmerung. In den Hütten wurde es still, da und dort stieg ein feines Räuchlein aus einem grauen Schindeldach, drinnen um die Herdfeuer saßen die Frauen und Kinder beim Abendbrot . . . Lange saßen wir da in tiefem Schweigen, dann summten wir „Luegit vo Bärg u Tal" . . . . Später holte Schangli die Handorgel und nun kam so ziemlich unser ganzer Liederschatz an die Reihe. Und siehe! Aus allen Hütten krochen sie heran, zuerst die Kinder, scheu, zaghaft, dann die Frauen und Jungfrauen, und alle hörten uns andächtig zu. Unser Konzert gefiel ihnen, das merkten wir bald, und im Sturm eroberten wir die Herzen der 18 Sennerinnen der Alp! — Sie wurden zutraulich und fingen an zu plaudern und ich konnte mich nicht genug ergötzen an ihrem Dialekt. Die 65jährige Viktoria Tannast, die Aelteste der „Gemeinde", erzählte spassige Geschichten aus ihrer frohverlebten Jugendzeit auf der Faldumalp am Abhang des Niven. Da hätten sie auch Harfen gespielt und am Sonntag seien die Burschen vom Rhonetal hinaufgekommen zum Tanz! — Daß die Viktoria einmal tanzen konnte, das merkt man noch jetzt: als Schangli einen flotten Walzer spielte, da konnte sie einfach nicht mehr ruhig stehen und ihr wetterhartes, runzeliges Gesicht leuchtete dabei wie der Gipfel des Restirothorns heute abend! — Ja, ja, die Macht der Töne, was die nicht alles bewirkt! Verkaufte man uns gestern abend nur z'Gottswille ein Tröpflein Milch, so gingen die Angebote hiefür nun massenhaft ein. Wir

müssen ganze Schwettine Milch lappen, wenn wir alle die freundlichen Offerten berücksichtigen wollen. Und das müssen wir, um niemand zu beleidigen. Die Sabina, Nathalia, Martina, Josefa und Katharina, alle haben nun plötzlich überflüssige Milch und schöne Nidle. Von Amanda, Eulalia und Elisabeth, den „Schönsten aller Schönen", erhielten wir außerdem noch spezielle Einladungen zu einem gemeinsamen Abesitz! Ich sehe, du wirst wütend, daß du nicht mitgekommen bist, und ich will dich für diesmal nicht noch mehr gluschtig machen. Du siehst, daß wir nicht lange Zeit haben, ich fürchte schon jetzt, daß die Abschiedsstunde zu früh schlagen werde. — Und nun nüt für unguet vowäge dem ellenlangen Geplauder — so viele Eindrücke habe ich in diesen zwei Tagen schon empfangen, daß ich etwas abladen mußte! Leb wohl für heute, ochse nicht allzustark auf das Examen und sei herzlich gegrüßt von deinem

Emilio.

(Fortsetzung folgt.)

Aus „Wandersprüche" von U. W. Züricher.

Laß doch das eitle Geplätscher und packe den Karst und [die Haue!
Statt literarischen Kohl pflanze Gemüse, das nährt.

*

Pfeif doch auf alle Parteien, auf Bourgeois und Sozialisten!
Luder gibt's hier und gibt's dort! Ehre die Ehrlichen nur!

Krieg und Frieden.

Bericht vom 20. bis 27. Juni.

„Was ist neutral?" Möchte man, ein neuer Pilatus, fragen, angesichts der Unmöglichkeit, beiden Parteien das zu sagen, was ihnen gefällt. Trotz dieser Unmöglichkeit aber gibt es ein Kriterium der Neutralität: Es ist der Standpunkt, den der Mensch einnimmt. Glaubt einer an den Sinn des Kriegsgeschreis von heute, ist einer Tor genug, anzunehmen, daß die Schuld sich anders als in bloßen Schattierungen auf die Gegner verteile, daß der eine gerechter kämpfe als der andere, daß die Prinzipien des einen nur speziell die seinen seien, dann ist dieser Beurteiler ein Mensch von heute, ein Parteimensch, mitbeteiligt, mitschuldig, mitgerichtet, nicht neutral. Wer neutral sein will, muß den Standpunkt des Morgen, des Nachher einnehmen, die Ereignisse dieser Tage Ereignisse sein lassen und nur die Folgen ins Auge fassen. Wer so weit gekommen ist, kann gelten lassen, daß ein Volk das Kriegshandwerk weniger gut gelernt hat als ein anderes, kann dabei wissen, daß die Prinzipien der Gewalt als barbarische Ueberreste von der zukünftigen Kultur gerichtet sind, kann kühl erwägen, daß ein militärischer Sieg errungen wurde, daß der Sieg an sich sinnlos ist, daß die Vernichtung an Gütern für den Sieger selber eine wirtschaftliche Niederlage bedeutet, die schlimmer sein kann als eine militärische. Kurz, der Neutrale wird sich nicht freuen an Sieg oder Niederlage eines der beiden Gegner. Er wird fragen: Was bedeuten Schlachten für die Zukunft? Er wird nicht fragen: Wer ist im Recht? Sondern: Wann wird Recht an Stelle der Gewalt treten? Und: Fördert der Krieg die Herrschaft des Rechtes, wenn er den oder jenen Ausgang hat? Wer überhaupt neutral denken gelernt hat, der wird niemals verletzt sein, wenn die eine oder andere Kriegspartei als Trägerin des Gewaltprinzips dargestellt wird. Denn wer überhaupt Krieg führt, vertritt das Gewaltprinzip, bekämpft Gewalt mit Gewalt und ist der Gewalt schuldig. Wie lange wird es gehen, bis nur die Verständigen soviel begriffen haben werden?

Der Stern des militärischen Deutschland, der drei Monate lang im hellen Glanze stand, wird plötzlich geblendet durch den fahlen Schimmer neu aufsteigender Gefahren. In Ost und West und Süd flammt der Brand, der verhängnisvoll über die Wälle der mitteleuropäischen Festung emporlodern könnte; nach beispiellosen militärischen Siegen kein Erlahmen der Feinde! Nach der Durchbrechung der Mauer im Osten die Sammlung neuer Massen und um die Kornfelder Südrußlands wütender Kampf mit widerstrebenden Bauernschaften. Damit ist umschrieben, wie bald die angefangene Phase der großen deutschen Offensive gekreuzt wurde von neuen politischen Strömungen und militärischen Ereignissen, und wie diese Ereignisse der Fortsetzung der Offensive widerstreben.

Das erste große Ereignis, das die Kette der deutschen Offensivsiege durchbricht, ist die österreichische Niederlage an der Piave. Am 16. Juni waren die österreichischen Heeresgruppen Boerovic an der Piave und Konrad im Gebirge zwischen Etschtal und Piavetal zum Angriff übergegangen. Nach deutschem Muster wurden die Infanteriemassen angesetzt, kaum, daß die Artillerieschlacht einige Stunden gedauert hatte. Auf dem Asiagoplateau stießen die Angreifer mit dem Gegenstoß der Italiener zusammen. Am Grappamassiv faßten sie festen Fuß im italienischen Liniensystem. Vor allem aber gelang die tollkühne Ueberschreitung der Piave. Brückenköpfe wurden westlich San Dona und Oderzo, sowie südlich Vidor errichtet, Massen von Truppen harrten des Uebergangs und wurden übergesetzt auf die Kampffelder westlich San Dona: Bei Capo Sile, südlich Vidor: Auf dem Montellomassiv, westlich Oderzo: In der Richtung Treviso. Allein der Durchbruch gelang nicht. Das Vorbild der Champagneschlacht wiederholte sich nicht. Wütende, acht Tage dauernde Gegenstöße der Italiener und Alliierten zerbrachen am Ende die neue Front der Oesterreicher auf dem Montello; dazu vernichtete die Hochflut der Piave die Schiffbrücken; Flieger verpflegten Tage hindurch große Abteilungen. Schließlich beschloß Boerovic den Rückzug. Er vermochte sein Unternehmen unentdeckt einzuleiten; später litten seine Abteilungen schwer unter dem italienischen Fernfeuer und heftigen Infanterieangriffen. Im ersten Angriff hatten die Oesterreicher eine Masse von Gefangenen und Geschützen erbeutet. Sie summierten auf 40,000 Mann. Die Geschützbeute verloren sie zum größten Teil wieder. Die österreichische Rache traf gefangene tschechische Ueberläufer. Sie wurden erschossen. Die österreichischen Verluste beim Rückzug übertreffen wohl die italienischen. Jedermann fragt nach der Wirkung dieses Schlages auf die schon schlimme innerpolitische Lage in Oesterreich. Die Brotration für Wien wurde auf 90 Gramm herabgesetzt. Der Polenklub veranlaßte durch seine Opposition die Demission des Kabinetts v. Seidler. Im alten Königsschloß von Warschau trat das deutsche Instrument, genannt polnischer Staatsrat, zusammen. Es wird Ansprüche auf Galizien erheben. In Wien streikten die Arbeiter tagelang. In Böhmen regiert der Polizeisäbel. Burian, Czernins Nachfolger, verspricht den Arbeitern die Bereitschaft Oesterreichs zum Frieden: Burian, Tiszas Deckmann! Vergleiche man damit die Nachrichten aus Rußland:

Am Onegasee wird eine bürgerlich nordrussische Republik unter dem Schutz Englands ausgerufen. Samara an der Wolga, Sysran, Tobolsk in Sibirien, Orenburg in den Händen der Tschechen und Kosaken. Japan bereitet den Einmarsch in Sibirien vor. Und ermesse man, daß das Ministerium in

Bulgarien, Radoslawow, durch den frühern Ententefreund Malinow ersetzt wird, weil der Volkszorn die Norddobrudscha verlangt. Und erwäge man, daß

Amerika das achte Hunderttausend Soldaten in Frankreich gelandet hat! Dann begreift man, daß Kühlmann, der deutsche Außenminister, zum erstenmal im Reichstag als amtlicher Vertreter Deutschlands das Wort fand: Die Waffen werden keine Entscheidung bringen.

A. F.